

Sprachforschung feministisch: Perspektiven, Defizite, Potentiale

Grässel, Ulrike

Veröffentlichungsversion / Published Version
Sammelwerksbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Grässel, U. (1989). Sprachforschung feministisch: Perspektiven, Defizite, Potentiale. In H.-J. Hoffmann-Nowotny (Hrsg.), *Kultur und Gesellschaft: gemeinsamer Kongreß der Deutschen, der Österreichischen und der Schweizerischen Gesellschaft für Soziologie, Zürich 1988 ; Beiträge der Forschungskomitees, Sektionen und Ad-hoc-Gruppen* (S. 110-113). Zürich: Seismo Verl. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-148127>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

schluss an die für "Mässigkeit" betrachtet, macht schnell einleuchtend, dass sich die Frauenbewegten der Jahrhundertwende quer durch alle Fraktionen mit den Prostituierten als Opfer der Bordellrituale von Männerbünden und männlichem Polizeisystem identifizierten. Die Frauenbewegung, von einer "weiblichen Kulturmission" überzeugt, "sozial" mit jugendlichen Inhaftierten, Obdachlosen und ledigen Müttern arbeitete, brauchte keine Gesellschaftsanalyse Nordafrikas, um die enormen materiellen Folgen, die alle Formen von Ehrverlust für Frauen haben konnten, zu begreifen.

Die Sittlichkeitskampagne innerhalb der ersten Frauenbewegung markiert einen Höhepunkt des damaligen Geschlechterkampfes. Bisher hat man lediglich nach den Motiven der Prostituierten resp. der Sittlichkeitsverfechterinnen für ihr Handeln gefragt. Stattdessen sollten wir heute nach den Motiven der Gegenseite fragen. Es ist doch erstaunlich, dass männliche Fachautoritäten in der Regierung, bei der Polizei und unter den Ärzten auf die Idee kamen, allein die jungen Mädchen vom Lande als eine Bedrohung der gesamten "Volksgesundheit" anzusehen, weil einige von ihnen voreheliche Verhältnisse hatten. Ähnlich erstaunlich ist, dass Ärzte, Männer der Wissenschaft also, dem Glauben verfielen, dass die Prostituierte die gefährliche Infektionsquelle sei und man den "Krebsschaden der Moderne", die Syphilis also, eindämmen und beherrschen könne, indem man nur die weiblichen Beteiligten zwangsweisen Kuriervverfahren unterzog. Mir scheint, dass an dieser Stelle und nun doch einmal mit den Mitteln der Psychoanalyse zu fragen wäre, ob nicht das aus Politik und Erwerbsleben verdrängte Geschlecht in den Köpfen der Männer gewissermassen als Rächerinnenheerschar wiederkehrte. Sichtbar aber dürfte geworden sein, dass wir in der sozialhistorischen Frauenforschung mit der Frage nach der "Kultur" heute weiter kommen als mit herkömmlich engem Fragen nach Politik und Arbeit.

Sprachforschung feministisch. Perspektiven, Defizite, Potentiale

Ulrike Grässel (Regensburg)

Arbeiten von WissenschaftlerInnen aus dem Forschungsgebiet Sprache und Geschlecht sollen dahingehend überprüft werden, inwieweit in ihnen die vier in der Diskussion immer wieder herausgestellten methodologischen Grundprinzipien feministischer Wissenschaft: (1) der "andere - feministische - Blick" auf die Gesellschaft, (2) eine Teilidentifikation, (3) Normativität und (4) Ausrichtung auf Gesellschaftsveränderung eingelöst werden. Zugleich sollen diese Grundprinzipien anhand dieses Forschungsgebietes präzisiert werden. Dabei gehe ich von sechs Thesen aus.

These 1: Der "andere Blick" bedingt eine Teilidentifikation.

Feministische Sprachforschung hat davon auszugehen, dass Sprache eine soziale Institution ist, die dazu dient, gesellschaftliches Bewusstsein zu bilden und zu stabilisieren, und muss diese Sichtweise mit einem feministischen Blick auf die Gesellschaft verbinden, wie dies z.B. Nancy Henley oder Pamela Fishman tun.

Nach Fishman tragen verbale Interaktionen dazu bei, die hierarchischen Beziehungen zwischen Männern und Frauen zu konstituieren und aufrechtzuerhalten. Insofern bildet sich in ihnen Realität ab, andererseits wird in Konversationen diese Machtdifferenz immer wieder hergestellt. Ausgehend von diesen Grundannahmen untersuchen beide nun geschlechtsspezifisches Sprachverhalten. Ihre Arbeiten sind nicht nur eingebettet in eine feministische Sichtweise des Geschlechterverhältnisses, sondern diese Problemsicht führt dazu, dass beide Wissenschaftlerinnen ihre Analysen explizit aus der Sicht der in verbalen Interaktionen "Benachteiligten", sprich der Frauen liefern.

These 2: Eine Teilidentifikation ohne Einbettung in eine andere Sicht der Dinge hat mit feministischer Wissenschaft nichts zu tun.

Die Vermutung einer Teilidentifikation ergibt sich bei Robin Lakoff's Arbeiten aus dem Umstand, dass sie sich selbst als Feministin bezeichnet und dass sie einen Sprachstil von Frauen beschreibt. Die beiden wichtigsten Kritikpunkte an Lakoff sind, dass sie erstens einen weiblichen Stil als dem der Männer unterlegen betrachtet, und zweitens ihre These, Frauen würden einen weiblichen - unterwürfigen - Stil bewusst einsetzen als Ausdruck ihres Unwillens, "Verantwortung für die eigenen Handlungen und für die eigenen Lebensereignisse zu übernehmen". Trotzdem Lakoff darauf hinweist, dass ein weiblicher Stil und ein männlicher aufgrund des Machtverhältnisses zwischen den Geschlechtern existieren und durch Sozialisation vermittelt sind - wobei sie angeborene Unterschiede im Sprachverhalten von Frauen und Männern aber tatsächlich nicht ausschliesst, ist ihre Hauptthese dieses bewusste Annehmen eines weiblichen Stils. Das heisst, dass eine feministische Analyse des Geschlechterverhältnisses bei ihr in Ansätzen zwar vorhanden ist, sie ihre eigenen sexistischen Vorurteile aber nicht überwinden kann - Stichwort "inneres Patriarchat".

These 3: Teilidentifikation als subjektiver Faktor allein genügt nicht.

Lakoff's Beschreibung eines weiblichen Stils beruht auf Introspektion, also auf eigenen Erfahrungen und sporadischen, unsystematischen Beobachtungen. Introspektion als Mittel wissenschaftlicher Arbeit ist legitim, wenn sie zum Ausgangspunkt genommen wird. Anschliessend muss aber der Versuch unternommen werden, subjektive Annahmen zu erhärten, zu intersubjektiv überprüfbareren Ergebnissen zu kommen, da feministischer Wissenschaft sonst tatsächlich der Vorwurf gemacht werden kann, sie sei nichts anderes als Selbsterfahrung. Lakoff bleibt nun nicht nur auf dieser introspektiven Ebene stehen, sondern wehrt sich darüberhinaus vehement gegen empirische Untersuchungen, die ihre subjektiven Eindrücke überprüfen, zumindest gegen solche, die sie falsifizieren. Über eine empirische Untersuchung, die ihre These zur Verwendung von Rückversicherungsfragen zumindest in einer Kommunikationssituation widerlegt (Dubois / Crouch 1975), schreibt sie: "Was diese Untersuchung zeigt, ist, dass die Forscherinnen des Gebrauchs von statistischen Methoden mächtig sind, was nett ist zu wissen, nachdem Frauen sonst für mathematische Blindgänger gehalten werden". Ausserdem meint sie, "dass weder ich noch irgend ein/e andere/r Linguist/in

ernsthaft interessiert ist an der Frage, wer in einem Unterrichtssaal an einem bestimmten Tag mehr Rückversicherungsfragen gebraucht - Männer oder Frauen." Lakoff geht es um einen allgemeinen, angeblich weiblichen Stil, von dem sie ihre subjektiven Vorstellungen hat, die sie sich nicht "kaputt machen lassen" will, ein Verhalten, das jede wissenschaftliche Auseinandersetzung unmöglich macht und weitere Forschung blockiert.

These 4: Auch Männer können feministische Wissenschaft machen.

Vollkommen unüberraschend sind sexistische Äusserungen von Sprachwissenschaftlern in der Vergangenheit. Doch liegen "alte" Aussagen nicht einfach an der Zeit, zu der sie gemacht wurden: Havelock Ellis führte Unterschiede in der Sprache von Frauen und Männern bereits 1894 auf geschlechtstypische Sozialisation zurück und kommt in seiner Schlussbetrachtung von Unterschieden zwischen Männern und Frauen zu einer bemerkenswerten Analyse: Er konstatiert aufgrund von Reproduktionsaufgaben eine Nähe der Frau zur Natur, dagegen den Drang des Mannes, sich die Natur anzueignen, nutzbar zu machen: "So ist es dazu gekommen, dass die Dienstbarmachung der Natur durch den Mann tatsächlich die körperliche und geistige Unterjochung des Weibes eingeschlossen hat", eine These, die auch Maria Mies vertritt. Ellis weist auf Unterschiede zwischen Männern und Frauen hin, die durch geschlechtstypische Sozialisation und Arbeitsteilung bedingt sind, betont ausdrücklich das Unrecht fester, die Geschlechter sondernder Schranken und hofft zumindest auf eine zukünftige Gleichheit der Geschlechter - insofern sind seine Aussagen auf eine Veränderung der Gesellschaft gerichtet, was - werden diese vier Prinzipien als konstitutiv für feministische Wissenschaft aufgefasst - eine Einschätzung seiner Arbeit als "feministisch" erlaubt.

These 5: Normativität muss kontrolliert sein.

Kontrollierte Normativität heisst, dass für das (Sprach)Verhalten von Männern und Frauen gleiche Massstäbe angelegt werden müssen. Das heisst, dass das Verhalten von Personen, die während einer Fernsehdiskussion unterbrochen werden und dann entweder versuchen, trotzdem weiterzureden oder anschliessend ihrerseits zu unterbrechen, nicht unterschiedlich bewertet werden darf, wie Senta Trömel-Plötz dies tut, und zwar entweder positiv als "Versuche, ihr Rederecht zurückzugewinnen", wenn Frauen dieses Verhalten zeigen, oder negativ als "Infraktion des Rederechts", wenn ein Mann dieses Verhalten zeigt. Kontrollierte Normativität heisst, dass Unterbrechungen in reinen Frauengruppen nicht plötzlich und unerwartet als "eher unterstützend" bezeichnet werden wie von Mercilee McIntyre Jenkins, ohne dass eine Erklärung oder Beispiele für solche "unterstützenden" Unterbrechungen erfolgen. Dies ist eine übertriebene Normativität, die Frauenforschung in Misskredit bringt.

These 6: Feministische Forschung soll ausgerichtet sein auf Gesellschaftsveränderung - nicht mehr und nicht weniger.

Bereits das *Aufzeigen* eines ungleichen Machtverhältnisses zwischen den Geschlechtern, und zwar auch auf der Ebene von verbalen Interaktionen, ist ein

wichtiger Schritt hin zu einer Veränderung. Mit diesem vierten Grundprinzip kann also nicht gemeint sein, dass jede Forschungsarbeit explizite Vorschläge zur Veränderung gesellschaftlicher Wirklichkeit beinhalten muss. Aus diesem Kriterium lässt sich lediglich die Forderung nach einer prinzipiellen Verwertbarkeit für ausserwissenschaftliches Engagement ableiten. Nicht-Engagement über wissenschaftliche Arbeit hinaus darf nie zu einem "Ausschlusskriterium" werden.

Im Schatten von Riesen. Warten auf feministische Gesellschaftstheorie

Silvia Staub-Bernasconi (Zürich)

In seinem Essay "Auf den Schultern von Riesen" (1980) zeigt Robert MERTON eindrücklich, dass Wissenschaft bis heute nur Väter hatte - ob Riesen oder Zwerge -, wobei mit Edward Teller, dem "Vater der Wasserstoffbombe", Wissenschaft "mit aller Vaterschaft ein für allemal Schluss zu machen verspricht ..." (1980:94). Wissenschaft unter dem Titel Lehr- und Forschungsfreiheit ist mithin eine Apokalypse wert, wenn nur das Ziel der Erkenntnis und die dazugehörige wissenschaftliche Neugier nicht aufgegeben werden müssen. Lehrfreiheit und Marktfreiheit sind zu eineiigen Zwillingen geworden. Zusammengehalten durch die gleiche - selbst-referentielle - Logik der Maximierung von Erkenntnis und Gewinn operieren sie ohne Rücksicht auf menschliche - biologische, psychische, soziale und kulturelle - Kosten und Verluste.

Und doch: Es gibt - so viel ich sehe - einen einzigen Ort im sozialen Teilsystem "Wissenschaft", wo Frauen versucht haben, "Mütter" einer Wissenschaft zu werden, nämlich Mütter einer Wissenschaft "Sozialer Arbeit", nachdem medizinisches, theologisches, ökonomisches wie juristisches Arbeiten schon längst zu ehrwürdigen philosophischen oder naturwissenschaftlichen Disziplinen aufgestiegen waren. Dies war vor rund 100 Jahren, wo Frauen z.B. drei Jahre vor der ersten universitären sozialökologischen Publikation der "Chicago-Schule der Soziologie" die ersten minutiösen "Sozialenqueten" durchführten und "für konstruktive Arbeit einsetzten", d.h. für den Abbau von Vorurteilen, Ungerechtigkeit und die Verbesserung des Loses der Slumbewohner (ADDAMS 1895). Zugleich waren diese Studien so grundlegend, dass sie für Jahrzehnte die Hauptthemen der ökologisch ausgerichteten Chicago Schule bestimmten (KURTZ 1984). Welches sind die Merkmale ihrer Theoriebeiträge:

- Ablehnung jeglicher Biologisierung oder Naturalisierung nicht nur der Frau, sondern psychischer, sozialer wie kultureller Phänomene ganz allgemein - und dies zu einer Zeit, wo die theoretische Vorstellung "natürlich-ökologischer Selektion" darwinscher Provenienz oder die "natürlich-dialektischen Widersprüche" und "mechanischen Gesetze des sozialen Fortschritts" den sozialen Lauf der Geschichte erklären sollten.
- Problem- und Kontextbezogenheit
- komplexe, nicht-reduktionistische Anthropologie